

absprach, sich bald darauf als ein Staatsmann von höchster Bedeutung auszeichnete. Ich freute mich darüber.

12.

Paris, den 12. Juni 1840.

Der Ritter Spontini bombardirt in diesem Augenblicke die armen Pariser mit Briefen, um zu jedem Preis das Publicum an seine verschollene Person zu erinnern. Es liegt in diesem Augenblick ein Circular vor mir, das er an alle Zeitungsredactoren schickt, und das keiner drucken will aus Pietät für den gefunden Menschenverstand und Spontini's alten Namen. Das Lächerliche grenzt hier ans Sublime. Diese peinliche Schwäche, die sich im barocksten Stil ausspricht oder vielmehr ausärgert, ist eben so merkwürdig für den Arzt wie für den Sprachforscher. Ersterer gewahrt hier das traurige Phänomen einer Eitelkeit, die im Gemüth immer wüthender auflobert, je mehr die edlern Geisteskräfte darin erlöschen; der andere aber, der Sprachforscher, sieht, welch ein ergötzlicher Jargon entsteht, wenn ein starrer Italiener, der in Frankreich nothdürftig etwas Französisch gelernt hat, dieses sogenannte Italiener-Französisch während eines fünfundzwanzigjährigen Aufenthalts in Berlin ausbubelt, so daß das alte Kauderwälsch mit sarmatischen Barbarismen gar wunderbar geschieht ward. Das Circular ist vom Februar datirt, ward aber neuerdings wieder hergeschickt, weil Signor Spontini hört, daß man hier sein berühmtes Werk wieder aufführen wolle, welches nichts als eine Fulle sei — eine Fulle, die er benutzen will, um hierher berufen zu werden. Nachdem er nämlich gegen seine Feinde pathetisch declamirt hat, setzt er hinzu: Et voilà justement le nouveau piége que je crois avoir deviné, et ce qui me fait un inférieureux devoir de m'opposer, me trouvant absent, à la remise en scène de mes opéras sur le théâtre de l'académie royale de musique, à moins que je ne sois officiellement engagé moi-même par l'administration, sous la garantie du Ministère de l'Intérieur, à me rendre à Paris, pour aider de mes conseils créateurs les artistes (la tradition de mes opéras étant perdue) pour assister aux répétitions et contribuer au succès de la *Vestale*, puisque c'est d'elle qu'il s'agit. Das ist noch die einzige Stelle, in diesen Spontinischen Sümpfen, wo fester Boden; die Pfüffigkeit streckt hier ihre länglichen Ohren hervor. Der Mann will durchaus Berlin verlassen, wo er es nicht mehr aushalten kann, seitdem die Meyerbeer'schen Opern dort gegeben werden, und vor einem Jahr kam er auf einige Wochen hierher und lief von Morgen bis Mitternacht zu allen Personen von Einfluß, um seine Berufung nach Paris zu betreiben. Da die meisten Leute hier ihn für längst

verstorben hielten, so erschrakn sie nicht wenig ob seiner plötzlichen geisterhaften Erscheinung. Die ränkevolle Behendigkeit dieser todten Gebeine hatte in der That etwas Unheimliches. Hr. Duponchel, der Director der großen Oper, ließ ihn gar nicht vor sich und rief mit Entsetzen: „Diese intriguante Mumie mag mir vom Leibe bleiben; ich habe bereits genug von den Intriguen der Lebenden zu erdulden!“ Und doch hatte Hr. Moriz Schlesinger, Verleger der Meyerbeer'schen Opern—denn durch diese gute, ehrliche Seele ließ der Ritter seinen Besuch bei Hrn. Duponchel voraus ankündigen—alle seine glaubwürdige Beredsamkeit aufgeboten, um seinen Empfohlenen im besten Lichte darzustellen. In der Wahl dieser empfehlenden Mittelperson befandete Herr Spontini seinen ganzen Scharfsinn. Er zeigte ihn auch bei andern Gelegenheiten; z. B. wenn er über Jemand raisonnirte, so geschah es gewöhnlich bei dessen intimsten Freunden. Den französischen Schriftstellern erzählte er, daß er in Berlin einen deutschen Schriftsteller festsetzen lassen, der gegen ihn geschrieben. Bei den französischen Sängern beklagte er sich über deutsche Sängern, die sich nicht bei der Berliner Oper engagiren wollten, wenn man ihnen nicht contractlich zugestand, daß sie in keiner Spontinischen Oper zu singen brauchten!

Aber er will durchaus hierher; er kann es nicht mehr aushalten in Berlin, wohin er, wie er behauptet, durch den Haß seiner Feinde verbannt worden, und wo man ihm dennoch keine Ruhe lasse. Dieser Tage schrieb er an die Redaction der *Franço musicale*: seine Feinde begnügten sich nicht, daß sie ihn über den Rhein getrieben, über die Weser, über die Elbe; sie möchten ihn noch weiter verzagen, über die Weichsel, über den Niemen! Er findet große Ähnlichkeit zwischen seinem Schicksal und dem Napoleon'schen. Er dünkt sich ein Genie, wogegen sich alle musikalischen Mächte verschworen. Berlin ist sein Sanct Helena und Kellstab sein Hudson Lowe. Jetzt aber müsse man seine Gebeine nach Paris zurückkommen lassen und im Invalidenhanse der Tonkunst, in der *Académie royale de Musique*, feierlich beisetzen. —

Das Alpha und Omega aller Spontinischen Beklagnisse ist Meyerbeer. Als mir hier in Paris der Ritter die Ehre seines Besuches schenkte, war er unerschöpflich an Geschichten, die geschwollen von Gift und Galle. Er kann die Thatsache nicht ablängnen, daß der König von Preußen unsern großen Giacomo mit Ehrenbezeugungen überhäuft, und darauf bedacht ist, denselben mit hohen Aemtern und Würden zu betrauen, aber er weiß dieser königlichen Huld die schönsten Motive anzudichten. Am Ende glaubt er selbst seine eignen Erfindungen, und mit einer Miene der tiefsten Ueberzeugung versicherte er mir: als er einst bei Sr. Majestät dem König gespeist, habe Allerhöchst derselbe nach der Tafel mit heiterer Offenherzigkeit gestanden, daß er den Meyerbeer um jeden Preis an Berlin fesseln wolle, damit dieser Millionair

sein Vermögen nicht im Auslande verzehre. Da die Musik, die Sucht, als Operncomponist zu glänzen, eine bekannte Schwäche des reichen Mannes sei, suche er, der König, diese schwache Seite zu benutzen, um den Ehrgeizigen durch Auszeichnungen zu fördern. — Es ist traurig, soll der König hinzugesetzt haben, daß ein vaterländisches Talent, das ein so großes, fast geniales Vermögen besitzt, in Italien und Paris seine guten preussischen harten Thaler vergeuden mußte, um als Componist gefeiert zu werden — „was man für Geld haben kann, ist auch bei uns in Berlin zu haben, auch in unsern Treibhäusern wachsen Lorbeerbäume für den Narren, der sie bezahlen will, auch unsre Journalisten sind geistreich und lieben ein gutes Frühstück oder gar ein gutes Mittagessen, auch unsre Eisensteher und saure-Gurkenhändler haben zum Beifallklatschen ebenso derbe Hände wie die Pariser Claque — ja wenn unsre Tageelbe, statt in der Tabagie, ihre Abende im Opernhause zubrachten, um die Hugenotten zu applaudiren, würde auch ihre Ausbildung dadurch gewinnen — die niedern Klassen müssen sittlich und ästhetisch gehoben werden, und die Hauptsache ist, daß Geld unter die Leute komme, zumal in der Hauptstadt. —“ Solcherweise, versicherte Spontini, habe sich seine Majestät geäußert, um sich gleichsam zu entschuldigen, daß er ihn, den Verfasser der Bestalin, dem Meyerbeer sacrificire. Als ich bemerkte, daß es im Grunde sehr löblich sei, wenn ein Fürst ein solches Opfer bringe, um den Wohlstand seiner Hauptstadt zu fördern — da fiel mir Spontini in die Rede: O, Sie irren sich, der König von Preußen protegirt die schlechte Musik nicht aus staatsökonomischen Gründen, sondern vielmehr weil er die Tonkunst haßt, und wohl weiß, daß sie zu Grunde gehen muß durch Beispiel und Leitung eines Mannes, der ohne Sinn für Wahrheit und Adel nur der rohen Menge schmeicheln will.

Ich konnte nicht umhin, dem hämischen Italiener offen zu gestehen, daß es nicht klug von ihm sei, dem Nebenbuhler alles Verdienst abzusprechen. — Nebenbuhler! rief der Wüthende, und wechselte zehnmal die Farbe, bis endlich die gelbe wieder die Oberhand behielt — dann aber sich fassend, frug er mit höhnischem Zähnefleischen: Wissen Sie ganz gewiß, daß Meyerbeer wirklich der Componist der Musik ist, die unter seinem Namen aufgeführt wird? Ich suchte nicht wenig ob dieser Tollhausfrage, und mit Erstaunen hörte ich, Meyerbeer habe in Italien einigen armen Musikern ihre Compositionen abgekauft, und daraus Opern verfertigt, die aber durchgefallen seien, weil der Quark, den man ihm geliefert, gar zu miserabel war. Später habe er von einem talentvollen Abbate zu Venedig etwas besseres erstanden, welches er dem Crociato einverleibte. Er besitze auch Weber's hinterlassene Manuscripte, die er der Wittve abgeschwaigt, und woraus er gewiß später schöpfen werde. Robert le Diable und die Hugenotten seien größtentheils die Production eines Franzosen, welcher Gouin heiße und herzlich gern unter Meyer-

beer's Namen seine Opern zur Aufführung bringe, um nicht sein Amt eines Chef de Bureau an der Post einzubüßen, da seine Vorgesetzten gewiß seinem administrativen Eifer mißtrauen würden, wenn sie wüßten, daß er ein träumerischer Componist; die Pflister halten praktische Funktionen für unvereinbar mit artistischer Begabniß, und der Postbeamte Gouin ist klug genug, seine Autorschaft zu verschweigen und allen Weltruhm seinem ehrgeizigen Freund Meyerbeer zu überlassen. Daher die innige Verbindung beider Männer, deren Interessen sich eben so innig ergänzen. Aber ein Vater bleibt immer Vater, und dem Freund Gouin liegt das Schicksal seiner Geisteskinder beständig am Herzen; die Details der Aufführung und des Erfolgs von Robert le Diable und den Hugenotten nehmen seine ganze Thätigkeit in Anspruch, er wohnt jeder Probe bei, er unterhandelt beständig mit dem Operndirektor, mit den Sängern, den Tänzern, dem Chef de Claque, den Journalisten; er läuft mit seinen Thranstiefeln ohne Lederstrippen von Morgens bis Abends nach allen Zeitungsredactionen, um irgend ein Reclam zu Gunsten der sogenannten Meyerbeer'schen Opern anzubringen, und seine Unermüdlichkeit soll Jedem in Erstaunen setzen.

Als mir Spontini diese Hypothese mittheilte, gestand ich, daß sie nicht aller Wahrscheinlichkeit ermangle, und daß, obgleich das vierschrötige Neufere, das ziegelrothe Gesicht, die kurze Stirn, das schmerzig schwarze Haar des erwähnten Herrn Gouin vielmehr an einen Ochsenzüchter oder Viehmäster, als an einen Thnkünstler erinnere, dennoch in seinem Benehmen manches vorfomme, das ihn in den Verdacht bringe, der Autor der Meyerbeer'schen Opern zu sein. Es passiert ihm manchmal, daß er Robert le Diable oder die Hugenotten „unsere Oper“ nennt. Es entschlüpfen ihm Redensarten wie: „wir haben heute eine Repetition“ — „wir müssen eine Arie abfürzen.“ Auch ist es sonderbar, bei keiner Vorstellung jener Opern fehlt Herr Gouin, und wird eine Bravourarie applaudirt, vergißt er sich ganz, und verbeugt sich nach allen Seiten, als wolle er dem Publico danken. Ich gestand dieses alles dem grimmigen Italiener, aber dennoch fügte ich hinzu, trotzdem daß ich mit eigenen Augen dergleichen bemerkt, halte ich Herrn Gouin nicht für den Autor der Meyerbeer'schen Opern; ich kann nicht glauben, daß Herr Gouin die Hugenotten und Robert le Diable geschrieben habe; ist es aber doch der Fall, so muß gewiß die Künstlereitelkeit am Ende die Oberhand gewinnen, und Herr Gouin wird öffentlich die Autorschaft jener Opern für sich vindiciren.

Nein, erwiderte der Italiener mit einem unheimlichen Blick, der stehend wie ein blankes Stilet, dieser Gouin kennt zu gut seinen Meyerbeer, als daß er nicht wüßte, welche Mittel seinem schrecklichen Freunde zu Gebote stehen, um jemand zu beseitigen, der ihm gefährlich ist. Er wäre capable, unter dem Vorwande, sein armer Gouin sei verrückt geworden, denselben auf ewig in

Charenten einsperren zu lassen, und der arme Schelm dürste noch froh sein, mit dem Leben davon zu kommen. Alle, die jenem Ehrgeizling hindernd im Wege stehen, müssen weichen. Wo ist Weber? wo Bellini? Hum! Hum!

Dieses hum! hum! war trotz aller unverschämten Bosheit so drollig, daß ich nicht ohne Lachen die Bemerkung machte: Aber Sie Maestro, Sie sind noch nicht aus dem Wege geräumt, auch nicht Donizetti, oder Mendelssohn, oder Rossini, oder Halsey. — Hum! Hum! war die Antwort, Hum! Hum! Halsey genirt seinen Confrater nicht, und dieser würde ihn sogar dafür bezahlen, daß er nur existire, als ungefährlcher Scheinrival, und von Rossini weiß er, durch seine Späher, daß derselbe keine Note mehr componirt — auch hat Rossini's Magen schon genug gelitten, und er berührt kein Piano, um nicht Meyerbeers Argwohn zu erregen. Hum! Hum! Aber gottlob! nur unsere Leiber können getödtet werden, nicht unsere Geisteswerke; diese werden in ewiger Frische fortblühen, während mit dem Tode jenes Cartouche der Musik auch seine Unsterblichkeit ein Ende nimmt, und seine Opfern ihm folgen ins stumme Reich der Vergessenheit!

Nur mit Mühe zügelte ich meinen Unwillen, als ich hörte, mit welcher frechen Gringschätzung der welsche Reibhardt von dem großen hochgefeierten Meister sprach, welcher der Stolz Deutschlands und die Sonne des Morgenlandes ist, und gewiß als der wahre Schöpfer von Robert le Diable und den Hugenotten betrachtet und bewundert werden muß! Nein, so etwas Herrliches hat kein Gouin componirt! Bei aller Verehrung für den hohen Genius, wollen freilich zuweilen bedenkliche Zweifel in mir aufsteigen in Betreff der Unsterblichkeit dieser Meisterwerke nach dem Ableben des Meisters, aber in meiner Unterredung mit Spontini gab ich mir doch die Miene, als sei ich überzeugt von ihrer Fortdauer nach dem Tode, und um den hoshaften Italiener zu ärgern, machte ich ihm im Vertrauen eine Mittheilung, woraus er ersehen konnte, wie weitsichtig Meyerbeer für das Gedeihen seiner Geisteskinder bis über das Grab hinaus gesorgt hat. Diese Fürsorge, sagte ich, ist ein psychologischer Beweis, daß nicht Herr Gouin, sondern der große Giacomo der wirkliche Vater sei. Derselbe hat nämlich in seinem Testament zu Gunsten seiner musikalischen Geisteskinder gleichsam ein Fideicommiss gestiftet, indem er jedem ein Capital vermachte, dessen Zinsen dazu bestimmt sind, die Zukunft der armen Waisen zu sichern, so daß auch nach dem Hinscheiden des Herrn Vaters die gehörigen Popularitätsausgaben, der eventuelle Aufwand von Plüsterstaat, Claque, Zeitungslöh u. s. w., bestritten werden können. Selbst für das noch ungeborne Propheten soll der zärtliche Erzeuger die Summe von 150,000 Thaler Preuß. Court. ausgesetzt haben. Wahrscheinlich, noch nie ist ein Prophet mit einem so großen Vermögen zur Welt gekommen; der Zimmermannssohn von Bethlehem und der Kameeltreiber von Meffa waren nicht so

begüttert. Robert le Diable und die Hugenotten sollen minder reichlich dotirt sein; sie können vielleicht auch einige Zeit vom eigenen Fette zehren, so lange für Decorationspracht und üppige Ballerbeine gesorgt ist; später werden sie Zulage bedürfen. Für den Crociato dürfte die Dotation nicht so glänzend ausfallen; mit Recht zeigt sich hier der Vater ein Bißchen knickerig, und er klagt, der lockere Fant habe ihm einst in Italien zu viel gekostet; er sei ein Verschwender. Desto großmüthiger bedenkt Meyerbeer seine unglückliche, durchgefallene Tochter Emma de Rosburgo; sie soll jährlich in der Presse wieder aufgeboten werden, sie soll eine neue Ausstattung bekommen, und erscheint in einer Prachtausgabe von Satin-Belin; für verkrüppelte Wechselbälge schlägt immer am treuesten das liebende Herz der Eltern. Solcherweise sind alle Meyerbeer'schen Geisteskinder gut versorgt, ihre Zukunft ist verassicurirt für alle Zeiten. —

Der Haß verblendet selbst die Klügsten, und es ist kein Wunder, daß ein leidenschaftlicher Narr wie Spontini, meine Worte nicht ganz bezweifelte. — Er rief aus: O! er ist alles fähig! Unglückliche Zeit! Unglückliche Welt!

Ich schließe hier, da ich ohnehin heute sehr tragisch gestimmt bin und trübe Todesgedanken über meinen Geist ihre Schatten werfen. Heute hat man meinen armen Sakoski begraben, den berühmten Lederkünstler — denn die Benennung Schuster ist zu gering für einen Sakoski. Alle marchands bottiers und fabricants de chaussures von Paris folgten seiner Leiche. Er ward acht und achtzig Jahre alt, und starb an einer Indigestion. Er lebte weise und glücklich. Wenig bekümmerte er sich um die Köpfe, aber desto mehr um die Füße seiner Zeitgenossen. Möge die Erde dich eben so wenig drücken, wie mich deine Stiefel!

---

13.

Paris, den 3. Juli 1840.

Für einige Zeit haben wir Ruhe, wenigstens vor den Deputirten und Fortepianospielern, den zwei schrecklichen Landplagen, wovon wir den ganzen Winter bis tief ins Frühjahr so viel erdulden müssen. Das Palais Bourbon und die Salons der H. H. Erard und Herz sind mit dreifachen Schlössern verriegelt. Gottlob, die politischen und musikalischen Virtuosen schweigen! Die Paar Greise, die im Luxembourg sitzen, murmeln immer leiser, oder nickten schlaftrunken ihre Einwilligung zu den Beschlüssen der jüngern Kammer. Ein paarmal vor einigen Wochen machten die alten Herren eine verneinende Kopfbewegung, die man als bedrohlich für das Ministerium auslegte; aber sie meinten es nicht so ernsthaft. Herr Thiers hat nichts weniger